



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
HEIDELBERG

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**  
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris  
(Institut historique allemand)  
Band 17/3 (1990)

DOI: 10.11588/fr.1990.3.54243

---

#### Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

KLAUS-JÜRGEN MÜLLER

## »FASCHISTEN« VON LINKS?

### Bemerkungen zu neuen Thesen über »Faschismus« und Collaboration in Frankreich

Eine der auffallendsten und zugleich verwirrendsten Erscheinungen der politischen Szene im Frankreich der dreißiger und vierziger Jahre ist der bemerkenswert hohe Anteil ehemaliger, teilweise sogar prominenter Vertreter der Linken in den Reihen von extremistischen Gruppierungen, die meist etwas unscharf als »faschistisch« angesprochen werden und die in der Besatzungszeit den harten Kern der Collaboration bildeten. Der PPF (Parti Populaire Français) – in der Vorkriegszeit zeitweilig die bedeutendste nicht-kommunistische extremistische Partei und nach 1940 eine der beiden größten Collaborationsgruppen – wurde bekanntlich von einem ehemaligen Mitglied des Politbüros des PCF, Jacques Doriot, geführt und hatte in ihren Reihen einen erheblichen Anteil einstiger Kommunisten. Ebenso stand an der Spitze der anderen großen Collaborationsgruppe, dem Rassemblement National Populaire, ein ehemaliger prominenter Politiker der SFIO, Marcel Déat. Auch er konnte zahlreiche Aktivisten aus seiner früheren Partei und aus Gewerkschaftskreisen mit sich ziehen. Noch eigentümlicher werden diese Erscheinungen, wenn man bedenkt, daß Männer wie Doriot, Déat und andere, die später im Extremismus und in der radikalen Collaboration mit dem Hitler-Regime landeten, vor dem Krieg zeitweilig zu jenen Kräften innerhalb ihrer jeweiligen linken Mutterpartei gehört hatten, welche am nachdrücklichsten vor der »faschistischen Gefahr« gewarnt und am energischsten zu einer kraftvollen antifaschistischen Sammlung der Linken aufgerufen hatten.

Dies alles unterscheidet die französischen Erscheinungen vom deutschen Nationalsozialismus, der solche konstitutiven Elemente von links nicht kennt. Vom italienischen Pendant, an dessen Spitze mit Mussolini zwar ein ehemaliger revolutionärer Sozialist stand, heben sich die genannten französischen Phänomene jedoch durch ihre Herkunft aus dem linken Antifaschismus ab.

Bereits aufgrund dieser Tatbestände drängt sich die Frage auf, ob für solcherart historischer Erscheinungen wirklich die Bezeichnung »Faschismus« angemessen ist. Vor allem stellt sich die Frage, wie dies alles zu erklären ist. Diesen schwierigen Problemen haben sich in letzter Zeit drei Autoren aus Frankreich, der frankophonen Schweiz und Deutschland mit sehr unterschiedlichen Zugriffen gestellt:

Jean-Paul BRUNET, Jacques Doriot. Du Communisme au fascisme. (Balland, Paris 1986, 563 Seiten);

Philippe BURRIN, La Dérive Fasciste. Doriot, Déat, Bergéry 1933–1945 (Seuil, Paris 1986, 533 Seiten);

Reinhard SCHWARZER, Vom Sozialisten zum Kollaborateur: Idee und politische Wirklichkeit bei Marcel Déat (Centaurus Verlagsgesellschaft) Pfaffenweiler 1987, 315 Seiten (Reihe Geschichtswissenschaft, 10).

Mit diesen drei Arbeiten wird die wissenschaftliche Debatte über die angesprochenen Probleme auf eine neue Ebene gehoben und erfreulich stimuliert. Die Göttinger Dissertation von Schwarzer gehört zu den wenigen Arbeiten aus der Feder bundesdeutscher Historiker über derartige Phänomene in Frankreich. Die Arbeit von Jean-Paul Brunet, einem ausgewiese-



nen Kenner des französischen Kommunismus, ist eine breit angelegte, glänzend geschriebene Biographie Doriots, die aufgrund neuer Materialien in manchen Teilen erheblich über die immer noch grundlegende Dissertation von Dieter Wolf aus dem Jahre 1967 hinausführt<sup>1</sup>. Sie ist im Grunde mehr als bloß eine Biographie über Jacques Doriot. Sie bietet gleichzeitig sowohl eine Geschichte des PPF von den Anfängen bis zum bitteren Ende 1945 als auch einen unter speziellem Blickwinkel verfaßten wichtigen Beitrag zur Geschichte des französischen Kommunismus und der Kollaboration. Die von Saul Friedländer betreute Genfer Dissertation Philippe Burrins stellt durch ihren besonderen Zugriff einen beachtlichen und originellen Beitrag zur Erhellung des Problems dar. Insbesondere ist zu begrüßen, daß die beiden letztgenannten Arbeiten jene Anstöße aufgreifen, die Pierre Milza der francophonen Faschismusforschung gegeben hat und durch die sie sich von der bislang vorherrschenden, rein ideengeschichtlichen bzw. phänomenologischen Betrachtungsweise zu lösen begann; hatte diese doch zur Analyse und Erklärung »faschistischer« Phänomene der Zwischenkriegszeit nichts Wesentliches beizutragen vermocht. Über reine Oberflächenbeschreibungen oder geistesgeschichtliche Einordnungsversuche war man bislang nie hinausgelangt; andererseits hatte man sich auch nie den Faschismustheorie-Exzessen hingeeben, welche die deutsche Debatte lange bestimmten<sup>2</sup>. Der inzwischen eröffnete Zugang zu den Archiven, vor allem zu den Akten der politischen Polizei im Nationalarchiv und im Archiv der Polizei-Präfektur sowie der obersten Gerichte, ermöglicht, jeweils mit dem Zugriff auf deutsche Archivbestände (Auswärtiges Amt und Militärarchiv), seit geraumer Zeit die Durchführung von quellenmäßig solide abgesicherten Untersuchungen.

\*

Schwarzer möchte, wie er etwas unscharf formuliert, seine Arbeit als »eine Art politischer Biographie« (S. 5) verstehen, in welcher er die »Stationen des politischen Werdeganges Marcel Déats vom Ersten Weltkrieg bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges« nachzeichnet. Er stützt sich dabei in hohem Maße auf die Schriften und Reden Déats, einschließlich der Tagebücher aus der Kriegszeit, der nach dem Kriege im Exil verfaßten Memoiren sowie auf Auskünfte und Unterlagen von Zeitzeugen, darunter Materialien aus dem Besitz der Witwe Déats; ein (im Vergleich zu Burrin und Brunet) relativ schmaler Sekundärliteraturbestand ergänzt die Materialgrundlage der Arbeit. Das Buch ist in drei Teile gegliedert: zunächst wird die Herausbildung des politischen Denkens Déats und – in geringerem Maße – seine politische Aktivität bis Ende der 30er Jahre untersucht. Auf der Suche nach einer politischen Erfolgsstrategie für die Sozialistische Partei gelangte Déat zu einer scharfen Kritik am politischen System der Dritten Republik. Er hielt das »régime des assemblées« zunehmend für unfähig, die sozioökonomischen Probleme und, nach der Machtergreifung Hitlers, auch das Problem der außenpolitischen Sicherheit zu lösen. Im zweiten Teil werden die Voraussetzungen für Déats spätere Collaboration in seinem politischen Denken der Vorkriegszeit aufgezeigt. Ein dritter Teil, weniger analytisch und problembewußt, eher faktengeschichtlich orientiert, skizziert die

1 Dieter WOLF, Die Doriot-Bewegung. Ein Beitrag zur Geschichte des französischen Faschismus, Stuttgart 1967. Wolf gibt zwar zu, daß der Faschismusbegriff »unscharf schillernd und überladen« sei und daß er »als Gattungsbegriff ... eine fragwürdige Notlösung« darstelle, benutzt ihn jedoch dennoch weiterhin (S. 9–10).

2 Allgemein vgl. zu diesem Komplex W. WIPPERMANN, Faschismustheorien, Zum Stand der gegenwärtigen Diskussion, Darmstadt 1980 (Erträge der Forschung, 17), DERS., Faschismus – nur ein Schlagwort? Die Faschismusforschung zwischen Kritik und kritischer Kritik, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 1987, S. 346–366 und R. SAAGE, Faschismustheorien. Eine Einführung, München 1979. Zur Kritik an der Forschung über den französischen »Faschismus« vgl. meine Bemerkungen in: Protest-Modernisierung-Integration – Bemerkungen zum Problem faschistischer Phänomene in Frankreich 1924–1934, in: FRANCIA 8 (1980) S. 465 ff.



Geschichte der Collaboration Déats und seiner »Bewegung«, des RNP, während der Besatzungszeit sowie seinen erfolglosen Kampf um die Macht in Vichy.

Der Verf. arbeitet erstens *die individuellen Bedingungen* heraus, welche Déats politische Vita bestimmen: sein durch philosophische Studien geformtes intellektuelles Überlegenheitsgefühl und eine prinzipielle Rigidität, die, gepaart mit Geltungsbedürfnis und zunehmend außer Kontrolle geratendem Machtstreben, ihn immer realitätsblinder werden ließen. Der »Philosophieprofessor in der Politik« war zu realistischer Lagebeurteilung und zu flexibler politischer Taktik wenig geeignet. Er überschätzte zunächst seinen Einfluß in der SFIO, riskierte den Bruch und verlor. Er unterschätzte sodann die Schwierigkeiten, eine neue Partei, den neo-sozialistischen »Parti Socialiste de France«, in Konkurrenz zur Mutterpartei durchzusetzen. Außenpolitisch glaubte er, der hochdekorierte Frontoffizier des Ersten Weltkrieges, der unter dem Eindruck der Kriegswirklichkeit Pazifist geworden war, Hitler-Deutschland durch Entgegenkommen besänftigen zu können; schließlich fiel er nach der Niederlage von 1940 noch schlimmeren Illusionen anheim, als er glaubte, durch Anpassung Frankreichs an das NS-System und durch immer bedingungslosere Collaboration Hitler zu einem großzügigen und fairen Entgegenkommen veranlassen zu können, aufgrund dessen Frankreich einen angemessenen Platz in einem neugeordneten Europa finden würde – ein Irrtum, den er mit Laval teilte<sup>3</sup>.

Zweitens untersucht der Verf. *die inneren Voraussetzungen* für den ungewöhnlichen »Itinéraire« Déats. Konzeptionell war sein und der anderen Neosozialisten Reformansatz in den dreißiger Jahren verständlich: ihm lag die Einsicht zugrunde, daß die marxistische Gesellschaftsanalyse für die Erfassung der Probleme der Nachkriegszeit und der Weltwirtschaftskrise nicht mehr angemessen sei. Die Néos wollten nicht mehr alles Heil vom Proletariat erhoffen sondern die expandierenden Mittelklassen in ihr Reformkonzept einbeziehen, in dessen Zentrum eine vom Staat im nationalen Rahmen gelenkte und geplante Wirtschaft sowie eine Umstrukturierung der politischen Willensbildung und Entscheidungsabläufe innerhalb des republikanischen Systems standen. Auf diese Weise wollten sie den neuen Mittelstand auch vor der »faschistischen Verführung« bewahren. Eine klassenübergreifende Sammlungsbewegung sollte solche grundlegenden Reformen des republikanischen Systems politisch durchsetzen.

Ohne sich bei einer Klärung des Faschismusbegriffes aufzuhalten, wendet sich Schwarzer aufgrund dieses Befundes dagegen, Déat und die Néos »zu jenem Zeitpunkt zu verkappten Faschisten zu erklären« (S. 42). Ihr Ziel sei es ja gerade gewesen, das republikanische System effektiver zu machen und so den »Faschisten« den Wind aus den Segeln zu nehmen. Wie aber ist dann der »virage à droite« zu erklären, der allmählich bis 1940 hin erfolgte und nach der Niederlage den Weg zur Kollaboration mit dem NS-Regime ebnete?

Die Antwort auf diese Frage findet der Verfasser in *zwei objektiven Entwicklungen*, welche Déat und seinen Anhängern schließlich zum Verhängnis wurden: einmal die grundlegende Veränderung der innenpolitischen Großwetterlage nach dem 6. Februar 1934, ein Ereignis, das ein ebenso entscheidendes Gewicht für die Entwicklung Déats und seiner Politik hatte wie die Niederlage von 1940. Ab 1934 erfolgte die Einbeziehung der Mittelklassen nicht, wie Déat erhofft hatte, unter antikapitalistischen, sondern unter antifaschistischem Vorzeichen; und die Kommunisten fügten sich in taktischem Kalkül mit der Volksfrontstrategie in den republikanischen Konsens ein. Für die Néos war damit auf der politischen Bühne kein Platz mehr. Zwar nahm Déats Parti Socialiste de France und dessen Nachfolgeorganisation USR am Volksfrontbündnis teil, aber sie vermochten keine entscheidende politische Kraft zu werden. Sie blieben eine lockere Parlamentarierversammlung ohne politische Breitenwirkung.

<sup>3</sup> Das Pazifismus-Element weist SCHWARZER bei Déat anhand von frühen Primärquellen überzeugend nach (S. 11f.), während BURRIN (S. 30–41) eher die »expérience dans la vie de groupe«, die »solidarité virile« als wesentliches aus dem Weltkriegserlebnis entstammende Erfahrung bei Déat hervorhebt, aus dem sich seine Idee einer »fusion du socialisme et de la nation« erkläre.



Zum zweiten war es die seit Mitte der dreißiger Jahre sich abzeichnende Bedrohung durch Hitler-Deutschland. Déat plädierte fortan für Konzilianz gegenüber dem neuen Deutschland, schließlich sogar für eine Entente mit dem NS-Regime. Hinter diesem Konzept standen zwei entscheidende Antriebskräfte: einmal ein dezidiertes Antikommunismus und zum anderen ein geradezu zur Obsession gewordenen Bewußtsein französischer Schwäche, das durch den im Weltkriegserlebnis tief verwurzelten Pazifismus noch verstärkt wurde. Daraus resultierte die doppelte Kalkulation Déats: eine Entente mit Hitlers Deutschland würde dieses nach Osten ablenken und es gleichsam in eine europäische Bollwerkfunktion gegen die Sowjetunion einsetzen; damit würde dann zugleich die deutsche Bedrohung von Frankreich genommen.

Das war keineswegs als bedingungslose Auslieferung an Nazi-Deutschland gedacht. Eher drängt sich – wiewohl Schwarzer die Analogie nicht zieht – bei diesem Befund der Eindruck einer der britischen appeasement policy ähnlichen »dual policy« auf: in der Tat trat Déat damals zwar für eine Politik der »conciliation franco-allemande« ein; gleichzeitig aber machte er sich als Abgeordneter wie als Luftfahrtminister des Kabinetts Sarraut für eine Verstärkung der französischen Defensivrüstung, vor allem der Luftwaffe, stark und setzte sich sogar nachdrücklich für eine Modernisierung der Streitkräfte im Sinne der Ideen des damaligen Obersten de Gaulle ein, mit dem er zu jener Zeit in engere Beziehungen trat. Aber die Akzente waren doch nicht gleichmäßig verteilt. Schwächebewußtsein und Pazifismus waren fraglos die dominierenden Momente.

Die Sorge und Angst vor einer Niederlage Frankreichs in einem drohenden Krieg mit Deutschland, der unausweichlich noch größere Schrecken als der Erste Weltkrieg bringen würde, ließen Déat in den späten dreißiger Jahren zu jener heterogenen Gruppe französischer Politiker stoßen, die eine kriegerische Auseinandersetzung um jeden Preis vermeiden wollten. Sie repräsentierten fraglos eine gewichtige Strömung in der damaligen öffentlichen Meinung Frankreichs<sup>4</sup>. Die Tradition eines linken Pazifismus, in der Déat stand, verstärkte diesen aus der internationalen Situation heraus entstehenden Trend noch. Spektakulärer Ausdruck solcher Einstellung war Déats berühmter Artikel »Mourir pour Dantzig?« im L'Œuvre vom 4. Mai 1939.

In diesen Gesamtkomplex gehört auch Déats Europakonzeption, sein Traum von einer friedlichen europäischen Neuordnung, in der die von ihm als tief ungerecht angesehene Versailler Ordnung überwunden, eine friedliche wirtschaftliche Kooperation ermöglicht würde und zugleich eine innere Wiedererstarkung Frankreichs erfolgen könnte. Auch hier zeigt sich das Gefühl der französischen Schwäche, denn es war ein Versuch, auf dem Umweg über eine europäische Neuordnung jene außenpolitischen Gefährdungen zu bannen, die Frankreich aus eigener Kraft offenbar nicht zu bewältigen vermochte. Gleichzeitig kamen darin auch bestimmte pazifistisch-föderative Ideen zum Ausdruck, die der sozialistischen Gedankenwelt entstammten. Hinzugefügt sei, daß auch Verbindungen zu gewissen Vorstellungen gezogen werden können, die damals in Kreisen der Anciens Combattants-Bewegung vorhanden waren, wo ein »européisme« mit einem aus dem Weltkriegserlebnis geborenen »pacifisme« zusammenfloß<sup>5</sup>.

Solche Vorstellungen bildeten die politisch-konzeptionelle Brücke zu Déats Verhalten nach der Niederlage von 1940. Zuvor hatte er sich innerlich allmählich von der parlamentarischen

4 Hierzu vgl. Jean-Baptiste BARBIER, *Le pacifisme dans l'histoire de France*, Paris 1966; Jean DEFASNE, *Le pacifisme*, Paris 1983 (»Que sais-je?« 2092); Marcel MERLE, *Pacifisme et internationalisme*, Paris 1966; Raymond ARON, *Paix et guerre entre les nations*, Paris 1962; Peter BROCK, *A history of pacifism*, vol. 3, *Twentieth-Century pacifism*, New York 1970 und Maurice VAÏSSE, *Le Passé Insupportable. Les Pacifismes 1984, 1938, 1914*, in: *Vingtième Siècle*, 3 (1984); DERS., *Der Pazifismus und die Sicherheit Frankreichs 1930–1939*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 33 (1985) S. 590–616; und Nicolas FAUCIER, *Pacifisme et Antimilitarisme dans l'entre-deux-guerre*, Paris 1983.

5 Vgl. Antoine PROST, *Les Anciens Combattants et la Société Française 1914–1939*, 3 Bde, Paris 1977, speziell Bd. 3 Kp. III.



Demokratie entfernt. Schwarzer betont, daß die Entscheidung für die ideologische Collaboration nicht auf opportunistischen Erwägungen beruht habe, sondern im Krisenklima der dreißiger Jahre herangereift sei, und daß das Debakel von 1940 für ihn nur eine Bestätigung der Unzulänglichkeit des bisherigen politischen Systems war. Vielleicht setzt diese Aussage das Gewicht der persönlichen Enttäuschungen über seine politischen Mißerfolge zu gering an; sicher ist dagegen, daß die Überzeugung Déats, das bestehende parlamentarische System habe angesichts der sozio-ökonomischen Krisenlage der Zwischenkriegszeit versagt, im Prozeß dieser Entfremdung von der Dritten Republik mindestens eine ebenso gewichtige Rolle gespielt hat wie die Faszination durch die faschistischen bzw. nationalsozialistischen Regime jenseits von Rhein und Alpen. Im übrigen – so hebt Schwarzer in verdienstvoller Weise hervor – dürfe man auch eine Relativierung der individuellen Freiheitsrechte gegenüber den Ansprüchen der Gesellschaft nicht übersehen, die aus dem Erbe des revolutionären Syndikalismus und des französischen Sozialismus stammte.

Der Entschluß zur politisch-ideologischen Collaboration mit dem nationalsozialistischen Sieger bildete damit den Schlußpunkt einer Entwicklung, welche seit Anfang der 30er Jahre eingesetzt hatte. Fortan wollte Déat seine einstigen neo-sozialistischen Ideen nicht mehr im Rahmen einer Reform des parlamentarischen Systems realisieren, sondern mittels einer Einheitspartei in einer autoritären Diktatur. Schwarzer hebt hervor, daß Déat wie auch andere Vorkämpfer einer Collaboration den Nationalsozialismus häufig aus der Perspektive ihrer eigenen, zumeist enttäuschenden politischen Vorkriegserfahrungen heraus interpretierten und damit dessen eigentlichen Charakter verkannten. An die Stelle einer klassenübergreifenden Sammlungsbewegung, die von ihm einst als Instrument zur Durchsetzung grundlegender Reformen im Rahmen der Demokratie gedacht war, trat jetzt eine Einheitspartei<sup>6</sup>. Gleichzeitig sollte sie seinem eigenen Machtstreben als Vehikel dienen. Déat wollte zunächst mit Hilfe Laval's – der ihn jedoch nur für seine Interessen manipulierte –, dann schließlich ganz auf die deutsche Besatzungsmacht setzend, das in seinen Augen reaktionäre Regime des Marschalls durch ein als »totalitär« vorgestelltes System ablösen<sup>7</sup>. Durch konsequente Collaboration sollte einem erneuerten Frankreich unter seiner Führung ein wichtiger Platz in dem neuen Europa verschafft werden. Déat begriff nicht, was spätestens seit 1942 offenkundig geworden war, daß Hitler nie eine faire Politik der Collaboration im Sinne hatte. Der politisch ebenso naive wie fanatische Philosophie-Professor, der zu seinem und seiner Landsleute Unglück in die Politik geraten war, wurde so zum Gefangenen seines eigenen Ideengehäuses, zur Marionette der Besatzungsmacht und am Ende ein Opfer seiner Realitätsblindheit.

Déats Weg vom antifaschistischen Reformsozialisten zum blindwütigen Collaborations-Vertreter erklärt sich in der Sicht von Schwarzer einmal aus bestimmten Zügen der Persönlichkeitsstruktur, zum andern aber aus überindividueller Konstellation innen- wie außenpolitischer Art (innerpolitische Wende nach dem 6.2. 1934, die NS-Bedrohung, die Niederlage 1940) sowie drittens aus bestimmten ideellen Elementen des französischen Sozialismus (antikommunistischer Syndikalismus, neosozialistische Systemreform, ideologisch motivierter Pazifismus). Man könnte – über die Ergebnisse des Verfassers hinausgehend – noch hinzufügen, daß auch eine dem demokratischen Sozialismus eigentümliche Neigung mitgespielt hat, innerpolitische Denkkategorien und idealistische Reformvorstellungen auf das außenpolitische Gebiet zu übertragen und dabei die ganze Härte und Kälte zwischenstaatlicher Machtpolitik zu verkennen.

Seine Untersuchungsergebnisse arbeitet der Verf. mit vielen, die Anschaulichkeit und

6 Prinzip und Idee dieses »parti unique« bei Déat arbeitet BURRIN präziser heraus als SCHWARZER, allerdings mit unklarer Begrifflichkeit (vgl. meine Bemerkungen unten).

7 SCHWARZER analysiert (S. 46 ff. und S. 221 ff.) eingehend Déats Totalitarismus-Begriff und kommt zu dem Ergebnis, daß dieser eher das Gegenteil von »décadence« und nicht so sehr gedankliche Uniformität oder staatlich-ideologischen Monopolanspruch meinte. Vgl. auch unten meine Hinweise und Anmerkungen zum Totalitarismusbegriff bei BURRIN.



Lebendigkeit der Darstellung fördernden Zitaten aus Déats Schriften und Reden heraus. Dennoch bleibt seine Analyse auf weite Strecken hin seltsam eindimensional. Das ist gerade eine Folge des fast ausschließlich auf Déats politische Gedankenwelt und Konzeptionen abstellenden Untersuchungsansatzes. Denn dort, wo er – wie z. B. bei dem Pazifismuskomplex – stärker das politische Umfeld miteinbezieht, gelingt es ihm, den Eindruck einer etwas dünnen individual-historischen Ableitung zu vermeiden. Eine durchgehende Einordnung Déats und seines politischen Denkens in den Kontext der französischen Politik, speziell in das breite Spektrum des politischen Non-Konformismus der dreißiger Jahre und der vielgestaltigen Reformtendenzen auf der Linken und der Rechten<sup>8</sup> hätte der Darstellung eine ganz andere Tiefenstruktur gegeben und vor allem den Politiker Déat und seine Konzeption in umfassendere Dimensionen hineinstellen und aus diesen heraus verständlich machen können.

\*

Genau dies ist die Stärke der beachtenswerten und in mancher Hinsicht faszinierenden Arbeit von Philippe Burrin, die zudem wegen ihrer originellen Fragestellung und ihres – wenngleich nicht unproblematischen – methodischen Ansatzes einen bedeutsamen Beitrag zur Erhellung der infrage stehenden Phänomene darstellt.

Burrin geht aus von der Frage, ob es einen französischen Faschismus gegeben habe – diese Frage ist nicht neu –; er stellt sich dann jedoch in sehr ernsthafter Weise der – von Schwarzer z. B. überhaupt nicht aufgeworfenen – sehr schwierigen Frage, was denn Faschismus sei. In Anlehnung an Max Webers Konstrukt des Idealtypus, unter Aufgreifen von Überlegungen Pierre Milzas und unter Verarbeitung der einschlägigen angelsächsischen und deutschen Untersuchungen (soweit sie übersetzt worden sind!) entwickelt er eine eigene Faschismusdefinition, die er zur Grundlage seiner Untersuchung macht: »Le fascisme ambitionnait de former une communauté nationale mobilisée en permanence sur des valeurs de foi, de force et de combat; une communauté inégalitaire, comprimée dans une unité totalitaire excluant toute autre allégeance que la fidélité exclusive à un chef qui personnifiait le destin collectif et en décidait absolument; une communauté militarisée, soudée en vue d'une entreprise de domination qui était en elle-même son principe et son but.«

Gewiß, eine solche generalisierende Definition ist problematisch, zumal ihr Erfinder die gründliche Diskussion, die über das Problem eines allgemeinen Faschismusbegriffes hierzu-lande geführt und zu einem vorläufigen, wenngleich kontroversen, Abschluß gebracht worden ist, nicht zur Kenntnis nimmt<sup>9</sup>. Aber im Rahmen der französischen Historiographie ist sie sicherlich ein Fortschritt. Endlich löst man sich damit von der sterilen Methode, nur Oberflächenmerkmale, die vermeintlich die »Faschismus«-Qualität konstituieren, zu klassifizieren oder – wie zuletzt Sternhell es bis zum Exzeß vorexerziert hat – in ideengeschichtlicher Analyse die politische Publizistik auf vermeintliche »faschistische« Spuren zu sichten. Pierre Milza gebührt das Verdienst, 1985 mit seinem Buch »Les Fascismes« erstmals in Frankreich den Versuch unternommen zu haben, zu einer präzisen inhaltlichen Faschismusdefinition zu gelangen. In seine Fußstapfen tritt nun Burrin.

Indessen bleibt er nicht bei einer statischen Definition von Faschismus stehen. Um seine Definition für den speziellen Untersuchungsgegenstand operationalisierbar zu machen, entwickelt er eine Art analytisches Meßinstrument: er stellt sich nämlich vor, daß der Faschismus

8 Man vermißt zu diesem Komplex auch die grundlegenden Arbeiten von Jean-Louis LOUBET DEL BAYLE, *Les Non-Conformistes des Années 30*, Paris 1969; Jean TOUCHARD, *L'Esprit des Années Trente*, in: *Tendances Politiques*, Paris 1960; SÉRANT, *Le Romantisme Français*, Paris 1959; oder Jean-François BIARD, *Le Socialisme devant ses Choix. La Naissance de l'Idée de Plan*, Paris 1984.

9 Vgl. *Totalitarismus und Faschismus. Eine wissenschaftliche und politische Begriffskontroverse*. Kolloquium im Institut für Zeitgeschichte am 24. November 1978, München, Wien 1980; sowie Siegfried JANKNER, *Entwicklung und Stand der Totalitarismus-Forschung*, in: *Beilage zum »Parlament«*; B 31/1984.



von einem harten zentralen Kern aus seinen Einfluß in konzentrischen Kreisen verbreitete. Nach dem Maße der Entfernung vom Kern könne er daher in seiner unterschiedlichen Intensität erfaßt werden: von einer Kernzone der »fascination« und »imprégnation fasciste« bis zu einer peripheren faschistischen »fascisation« oder »magnétisation«. Akzeptiert man die Prämisse, daß es sich bei den zu untersuchenden Erscheinungen tatsächlich um »Faschismus« handelt bzw. daß mit der genannten Definition wirklich das Wesentliche dieser Erscheinungen – und sei es nur *ex negativo* – erfaßt werden könne, dann ist dies sicherlich ein methodisch überlegtes Vorgehen. Wie nützlich es ist, wird zu prüfen sein.

Nicht weniger originell ist Burrin's leitende Fragestellung, die er mit dieser begriffsdefinitorischen Grundlage verbindet: er hält den politischen Weg der drei prominenten Politiker vom linken Antifaschismus zum radikalen Collaborationismus mit den »faschistischen« Okkupanten für repräsentativ genug, um daran die Charakteristika des »faschistischen Phänomens« in Frankreich *generell* erkennen und herausarbeiten zu können; so glaubt er, die Frage konkret beantworten zu können, ob es »Faschismus« in Frankreich gegeben habe und von welcher Art dieser gewesen sei.

Diese drei, nämlich außer Marcel Déat der Exkommunist Jacques Doriot und der einstige Radikalsozialist Gaston Bergéry, haben sich – so Burrin's Ausgangshypothese – von ihrem linken Ursprung gelöst und sich immer mehr, wenngleich in unterschiedlichem Maße, dem »Faschismus« angenähert. Die Idee einer vergleichenden Untersuchung in Art einer Differentialanalyse ist fraglos ein kluger und fruchtbarer methodischer Zugriff. Unterschiede und Übereinstimmungen können damit genau herausgearbeitet werden. In der mit umfassender Quellenkenntnis unternommenen und sehr ins Detail gehenden Untersuchung bettet der Verf. zudem den jeweiligen »Itinéraire politique« dieser drei Persönlichkeiten sowohl in das politisch-ideologische Umfeld als auch in die politische Gesamtlage ein. Er berücksichtigt dabei nicht nur die Entwicklung innerhalb der jeweiligen Mutterpartei, sondern auch die der von ihnen begründeten »Bewegungen« bzw. Parteien. Dadurch bietet das Buch gleichsam nebenbei auch eine Geschichte der Frontistenbewegung, der Neosozialisten und des PPF. Die Entwicklungsskizze des Frontisme ist besonders wertvoll, da bislang noch kein zusammenfassender Überblick über die Geschichte dieser Gruppierung existierte. Hier wird auf weite Strecken hin in sehr verdienstvoller Weise Neuland beackert.

Welches sind die wesentlichen Ergebnisse der Untersuchung? Burrin hebt zunächst hervor, daß individuelle Erklärungsansätze, die auf psychische und intellektuelle Eigenschaften abstellen, wie Machtgier, Revanchegelüste, Ehrgeiz, intellektuelles Überlegenheitsgefühl und Prinzipienstarrheit keine hinreichende Erklärung bieten. Zwar seien sie natürlich nicht zu vernachlässigen, aber sie stellten nur Hilfsmittel sekundärer Art bei der Erklärung der Phänomene dar. Die Analyse ideologischer Faktoren wird von Burrin für wichtiger gehalten: sie zeige Wirkungsmöglichkeiten (*virtualité*) auf, zu deren Aktualisierung allerdings noch wichtige Faktoren hinzutreten müßten. Damit unterscheidet er sich in seinem Ansatz grundsätzlich von Sternhell. Entscheidende Determinanten für das Verhalten der drei Politiker waren nach Burrin – und dem ist zuzustimmen – bestimmte »conjunctures politiques«: die Erschütterungen durch den Ersten Weltkrieg, die Enttäuschungen über das Scheitern der mit dem Cartel de Gauche verknüpften Hoffnungen auf gesellschaftliche und politische Reformen, die Wirtschaftskrise, schließlich in entscheidendem Maße die internationale Lageentwicklung mit der Bedrohung durch Hitler-Deutschland und dann vor allem ab 1940 die Niederlage und die Besetzung des Landes durch die Truppen des siegreichen Dritten Reiches. Damit hat Burrin den äußeren Rahmen abgesteckt, in den er die Ergebnisse der Einzeluntersuchungen einordnen kann.

Gemeinsamer Ausgangspunkt der drei Politiker sei das Bestreben gewesen, das politische System der Dritten Republik angesichts der durch Kriegsfolgen und Weltwirtschaftskrise hervorgerufenen, durch die internationale Lage noch verschärften inneren Krise mittels eines Rassemblement aller Franzosen zu erneuern, Faschismus und Kommunismus gleichermaßen



ezuzudämmen und um jeden Preis, schließlich auch den einer Entente mit Hitler-Deutschland, den Frieden zu bewahren. Davon ausgehend, entwickelte sich jeder der Drei in unterschiedlicher Weise gemäß seiner charakterlichen Eigenarten, seiner speziellen politischen Sozialisation, seiner jeweiligen besonderen Motive und seiner konkreten wechselnden Lagebeurteilungen sowie der Unterstützung und des Anhanges, den er fand. Alle drei waren sie, wengleich individuell auf sehr unterschiedliche Weise, fasziniert, schließlich auch beeinflusst von den »faschistischen« Mächten; der »Faschismus« war für sie gleichermaßen gefährliches Gegenbild wie verführerisches Modell. Politisch sind alle drei bis 1939 mehr oder weniger gescheitert. Daher wurden Niederlage und Besatzungsherrschaft für sie zu entscheidenden Faktoren; ab 1940 wandelten sich für sie die Rahmenbedingungen ihres politischen Wirkens grundlegend. Sie meinten, nunmehr neue Chancen zu haben für den ihnen bislang nicht gelungenen politischen Durchbruch. Vor dem Hintergrund dieser Gemeinsamkeiten jedoch entwickelten sie sich höchst unterschiedlich; generalisierend stellt Burrin fest, daß die Radicaux am wenigsten, die ehemaligen »planistes« und »néos« mehr und die Exkommunisten am weitestgehenden der »dérive fasciste« anheimgefallen seien.

Bergéry bewegte sich am wenigsten weit in Richtung auf den Faschismus zu. Ausgehend von dem Gedanken einer Reform des Systems, war er zunächst zwar beeindruckt vom »faschistischen Modell«, träumte davon, dessen vermeintlichen Erfolg zu wiederholen, aber er bewahrte sich einen klaren Sinn für die französische Lage; schließlich wurde für ihn die Erhaltung des Friedens mehr und mehr zum Mittelpunkt seiner Bestrebungen. Nach 1940 wurde er, inzwischen ein Politiker ohne bedeutenden Anhang, zum Mann Pétains, zum »Conseiller du Prince«. Er diente dem Marschall als Berater und Botschafter, aber überschritt nie die Linie, welche Vichy von den radikalen Collaborationisten in Paris trennte. Er war nach Temperament und Habitus alles andere als der Typ eines »faschistischen Führers«. Diesem klassischen radikalsozialistischen Honoratiorenpolitiker waren die Radau- und Terror-Methoden der Radikal-Collaborationisten zutiefst fremd.

Déat hat sich dagegen mehr dem »faschistischen Modell« angenähert, obwohl er vor 1940 weniger »faschistischen« Vorstellungen anheimgefallen war. Wie Bergéry war er zwar beeindruckt vom »Faschismus«; aber auch er wollte das republikanische System nicht abschaffen, sondern im Sinne eines nationalen Sozialismus reformieren, um dem Land die notwendige innere Kohärenz und Stärke zu geben. Nur so könnte es vor Hitler-Deutschland und dem faschistischen Italien geschützt werden, nur so auch für diese Mächte als Partner in einem friedlichen Europa annehmbar werden.

Der »génération du feu« zugehörend und durch das Weltkriegserlebnis tief geprägt, war er Vertreter eines »defensiven Patriotismus«. Nach der Niederlage wurde er, der 1939 mit seiner »politique de conciliation« gescheitert war, Vorkämpfer für einen Parti Unique in Frankreich und gründete den Rassemblement National Populaire, der nach Burrin wohl ein »parti á allure fasciste« war, nie jedoch ein geeignetes Instrument zur Machteroberung in Vichy darstellte. Aber selbst nachdem Déat alle Brücken abgebrochen und sich bedingungslos der Collaboration verschrieben hatte, blieb er seinem bisherigen defensiven Patriotismus verpflichtet; jedoch realitätsblind, rechthaberisch und prinzipienstarr wurde er am Ende in den Strudel des Unterganges mit hineingerissen.

Jacques Doriot schließlich, der Entwurzelte unter den Dreien, aufgezogen im »sérail du communisme«, habe die Mentalität und die Methoden des Stalinismus sowie das autoritäre und gewalttätig-revolutionäre Temperament eines kommunistischen Führers bewahrt; das ließ ihn zu dem französischen Politiker werden, der dem Faschismus am nächsten kam. Aber ein echter »Faschist« ist er nach Burrin letztlich nicht geworden; für ihn waren rabiater Antikommunismus und Pazifismus bestimmend. Beides ließ ihn das Aufkommen des »Nazismus« akzeptieren, aber schon 1938/39 war er praktisch mit seinem Plan, eine große antikommunistische Sammlungsbewegung zu schaffen, gescheitert; so wurde das Debakel von 1940 auch für ihn zum Wendepunkt: der Versuch, mit Hilfe Pétains an die Macht zu gelangen,



scheiterte. Er wurde schließlich in blinder Vassalität gegenüber dem NS-System zum entschlossenen Collaborateur, zum »soldat de Hitler«. Jedoch – so stellt er nachdrücklich heraus – Doriots »Faschismus« sei kein »authentischer Faschismus« gewesen, sondern nur ein abgeleiteter, ein »dérivé du fascisme«, denn ihm habe es an einem der wesentlichen Charakteristika des Faschismus gefehlt, dem Willen zur Expansion, zur Domination, auch am Hypernationalismus.

An diesem Punkt drängen sich dem kritischen Leser zwei grundsätzliche Fragen auf: einmal die Frage nach dem methodischen Ansatz, das heißt konkret nach der Auswahl der Untersuchungsobjekte; und sodann die zentrale Frage nach der Angemessenheit und Tragfähigkeit des Faschismusbegriffes für die untersuchten Phänomene.

Zur Auswahl der Untersuchungsobjekte: Burrin wollte den Weg analysieren, auf dem die drei linken Politiker am Ende zur Collaboration kamen, um auf diese Weise die Eigenart des »faschistischen Phänomens« in Frankreich in den Griff zu bekommen. Es ist jedoch sehr fraglich, ob das der geeignete Ansatz dafür ist oder ob eine solche leitende Fragestellung nicht bereits das Problem verzerrt und damit in die Irre führt. Zunächst: Lassen diese drei Persönlichkeiten sich wirklich sinnvoll unter einer gemeinsamen Fragestellung behandeln? Liegen nicht Welten zwischen dem großbürgerlichen Linksliberalen Bergéry und dem revolutionären Proletarier Doriot? Hätte man, um das Phänomen einer linken Collaboration zu klären, sich nicht besser auf das an sich schon ziemlich breite Spektrum der Sozialisten und Gewerkschafter in der Collaboration beschränken sollen statt so heterogene Erscheinungen wie dissidente Politiker von den Radicaux über die SFIO bis hin zu den Kommunisten unter einer gemeinsamen Fragestellung zusammenzufassen? Aber diesem Einwand würde der Verfasser wohl mit dem Argument begegnen, gerade diese Drei ließen sich eben unter der kombinierten Fragestellung »Faschismus und Collaboration« zusammenfassen; daher unterscheidet Burrin konsequenterweise auch eine »collaboration de gauche« von der »collaboration fasciste«; allerdings bleibt er dem Leser dann eine klare Unterscheidung dieser beiden Collaborationismen ebenso schuldig wie eine präzise Definition der »collaboration de gauche«.

Das wäre um so nötiger gewesen, als diese drei Männer vor dem Krieg nicht allein standen mit ihrer Politik der Friedensbewahrung um nahezu jeden Preis. Auf der Rechten wie auf der Linken gab es diese Art von Pazifismus, oft sogar als defätistischen Pazifismus. Die Spaltung zwischen »bellicistes« und »défaitistes«, und dann zwischen »Munichois« und »Anti-Munichois« ging quer durch alle »familles politiques« hindurch. Es ist durchaus zutreffend, wie Burrin auch hervorhebt, daß sich aus diesem defätistischen Pazifismus für manche ab 1940 ein Ansatz zur Collaboration ergab. Aber das beschränkte sich eben nicht auf die »faschistisch infizierten« oder »angesteckten« Kreise, sondern erfaßte sehr unterschiedliche politische Kräfte. Burrin weist ja selbst darauf hin, daß eine solche Collaboration auch aus linkem Pazifismus oder Planismus entstehen konnte. Wenn also eine Collaboration aus »faschistischem« wie aus »linkem« Pazifismus entstehen kann, was nutzt dann das »Faschismus-Kriterium«, so es denn eines ist, bei der Erklärung des Collaborations-Phänomens?

Dieser Befund führt wiederum zu der Frage, ob es wirklich sinnvoll ist, die Phänomene »Faschismus« und »Collaboration« in der leitenden Fragestellung zu kombinieren. Erstens muß Burrin selbst einräumen, daß es auch eine nicht-faschistische Collaboration gegeben habe (der übrigens Bergéry vielleicht näherstand als jener diffusen »faschistischen« Collaboration!). Zweitens kann man mit guten Gründen auch die These aufstellen, nach der Niederlage hätten sich durch die Besatzungsherrschaft und den Krieg die Rahmenbedingungen so grundlegend verändert, daß ein Rückschluß vom Verhalten dieser Politiker nach 1940 auf ihre Pläne und Aktivitäten in der Vorkriegszeit höchst problematisch ist; zumal wenn man berücksichtigt, daß alle drei bis 1939 politisch bereits gescheitert waren. Auch von dieser Überlegung her drängt sich eine gewisse Skepsis hinsichtlich der Auswahl der Untersuchungsobjekte und der leitenden Fragestellung auf.



Noch mehr gilt dies für die zweite Grundsatzfrage, jene nach der Angemessenheit und Tragfähigkeit des Faschismus-Paradigmas. Stellt der Faschismus-Begriff wirklich das geeignete Analysepotential für die Einordnung und Erklärung so verschiedenartiger Erscheinungen wie des Frontismus, des Neosozialismus und des PPF bereit? Und läßt er sich so problemlos mit dem Collaborationsbegriff verbinden? Burrins Arbeit zerstreut keineswegs derartige Zweifel. Im Gegenteil: Angesichts der eingangs zitierten Faschismus-Definition Burrins war von vornherein zu erwarten, daß die untersuchten französischen Phänomene nur unvollständig und nur annäherungsweise unter diese Definition subsumiert werden könnten. Burrin kommt daher auch zu Ergebnissen, die er mit überaus vagen und unklaren Begriffen zu beschreiben versucht: wie erwähnt, nennt er den Faschismus Dorjots einen »abgeleiteten Faschismus«, weiterhin spricht er in der Zusammenfassung (S. 454) von einem »phénomène fascistoïde français« oder von einer »imprégnation fasciste« (ebd.) bzw. von einem »ensemble fascisant« (S. 332).

Auch ein weiterer Argumentationsstrang Burrins macht die Unangemessenheit des Faschismus-Begriffes offenkundig. Burrin erkennt sehr richtig, daß das Gefühl der nationalen Schwäche – der *décadence*, wie Duroselle es genannt hat – einer der Antriebsmomente mindestens von Déat und Bergéry war. Er sieht ihre Übernahme »faschistischer« Elemente in den dreißiger Jahren zentral motiviert durch den Willen zur »protection nationale« gegen die »faschistische« Bedrohung von seiten Italiens und Deutschlands. Diese wollten sie innerpolitisch erreichen durch eine Sammlungsbewegung zunächst aller antifaschistischen Kräfte, dann der gesamten Nation. Außenpolitisch sollte die Sicherheit der Nation zunächst durch einen Ausgleich, dann mittels einer Entente mit Hitler-Deutschland, schließlich nach der Niederlage durch die Collaboration mit dem Sieger gewährleistet werden. Dabei konnten sie an zwei traditionelle politische Ideen der Linken anknüpfen: innerpolitisch an die Tendenz zu sozio-ökonomischen und politischen Strukturreformen, außenpolitisch an die Tradition des linken Pazifismus. Im übrigen speiste sich ihr »pacifisme conciliateur« aus einer ziemlich ähnlichen Beurteilung der machtpolitischen Situation in Europa wie die Appeasement-Politik Londons.

Burrins aprioristisch bedingtes Festhalten am Faschismusbegriff zwingt ihn, alle untersuchten Tatbestände unter diesen Begriff zu subsumieren, was zu verwirrenden Formeln führt, die keinerlei Erklärungskraft mehr besitzen, wie »fascisme défensif« und »fascisme collaborateur«. Dabei muß er dann letztlich doch eingestehen, daß dieser Art »Faschismus« wesentliche Elemente seiner eigenen Faschismus-Definition fehlen, nämlich vor allem der Wille zur Beherrschung, zur hegemonialen Domination und Expansion. Damit aber wird der Begriff »defensiver Faschismus« absurd und unlogisch. Burrin macht daher einen weiteren definitiven Anlauf und bezeichnet die von ihm untersuchten Erscheinungen nunmehr als »fascisme secondaire et dérivé«<sup>10</sup>.

<sup>10</sup> Zusätzlich zu seiner zentralen Faschismus-Definition gibt BURRIN aus den angeführten Gründen mancherlei Ergänzungen zu seiner Definition: »Le fascisme n'est pas une idéologie de la société mais de la nation et il est par tous ces principes une idéologie issue de l'extrême droite« (S. 20); »Le fascisme fut par excellence un phénomène de crise« (ebd.); »On pourrait définir le fascisme comme un mouvement politique alliant l'activisme et le pessimisme« (S. 451). Alle diese Ergänzungs- und Erläuterungsversuche sind im Grunde Indizien für die Unangemessenheit des Faschismusbegriffs. In einem Interview in L'Histoire N° 97 vom Februar 1987, S. 96–98, legt BURRIN seine Thesen nochmals zusammenfassend dar, insbesondere seine Faschismus-Definition. In Frankreich fehle den untersuchten Phänomenen die expansionistische Ambition, der Hypernationalismus und die heroisch-kriegerische Mystik. Daher gebe es in Frankreich wohl »zones de fascisation«, aber diese »fascisation« unterschied sich von jener in Deutschland und Italien. Auch dies zeigt die Absurdität des Begriffes: wieso »fascisation«, wenn wesentliche Momente fehlen, die dem Begriff angeblich wesentlich sind? Wenn er zudem meint, es sei typisch für Frankreich, daß im Krieg dort die »gloire et grandeur nationale« (die de Gaulle in London verkörperte) und die Ambition, die Nation totalitär zu formen (wie es die französischen »Faschisten« wollten) auseinanderklafften, während sie in Deutschland und Italien kombiniert gewesen seien, läßt sich für Deutschland die Frage stellen, ob für Hitler die Nation



Als Unterscheidungsmerkmal zwischen diesem seltsamen »fascisme défensif« und anderen »antifaschistischen« Versuchen, die Nation zu verteidigen, wie der Résistance und dem Freien Frankreich de Gaulles führt er schließlich eine »ligne insurmontable« ein, welche Rassemblement-Tendenzen de Gaulles und der Résistance von den Rassemblement-Konzepten der dreißiger Jahre und der Collaboration trennt, nämlich der Respekt vor der Volkssouveränität, den »libertés fondamentales« und die Bindung an die Nation, die »grandeur nationale«. Das mag für die Phase der extremen Collaboration zutreffen, nicht aber für die dreißiger Jahre, wo – nach Burrins eigener Feststellung – selbst die system-transzendierenden Reformpläne noch republikanischer Moral und linken Wertvorstellungen verpflichtet bleiben. Außerdem findet man zwar nicht bei de Gaulle, wohl aber in den politischen Ideen der inneren Résistance zahlreiche »europäische«, den nationalstaatlichen Rahmen überschreitende Vorstellungen. Damit aber wird auch dieses Unterscheidungskriterium Burrins unscharf. Sodann muß er aufgrund seiner Untersuchungsergebnisse anerkennen (S. 452), daß bei der linken Collaboration ein »processus de répression du nationalisme« zu konstatieren sei. Da dies im Gegensatz zu seiner Faschismus-Definition steht, muß er einräumen, daß sie eben keinen »nationalisme de type fasciste« entwickelt hätten.

Außerdem paßt Burrin's Totalitarismusbegriff nicht zu einer seiner Definitionen von Faschismus: Totalitär ist für ihn eine Partei, die es unternimmt, »die ganze Nation politisch zu organisieren« (S. 284), Faschismus hingegen definiert er (S. 15) als ein »politisches Projekt, das sich durch eine spezifische Ideologie ausdrückt« (vgl. auch S. 15, wo dem F. eine »dimension politico-idéologique« zugeschrieben wird, und S. 454: Gegenüberstellung von »faschistischem Totalitarismus« und »fascisme stricto sensu«). Sein Totalitarismusbegriff ist, gemessen an der vorherrschenden Totalitarismustheorie, ein sehr reduzierter Begriff<sup>11</sup>. Ein Ein-Parteien-System, so wenig akzeptabel ein solches uns auch erscheint, ist noch keineswegs totalitär. Zu einem solchen wird es erst, wenn eine für alle verbindlich gemachte Ideologie mittels Monopolpartei, Informationsmonopol und terroristischen Polizeiapparat erzwungen wird. Das war tendenziell und der Intention nach im Nationalsozialismus der Fall, wie unscharf auch immer dessen »Weltanschauung« gewesen sein mag. Burrins Totalitarismusbegriff dagegen beschreibt eher ein System, in dem die politische Willensbildung nicht über konkurrierende Parteien läuft, sondern über einen, in sich durchaus heterogenen Parti Unique im Sinne eines Rassemblement national strukturiert wird, ohne daß eine alles erklärende und für alle verpflichtende Ideologie obligatorisch gemacht würde. Ob das noch »faschistisch« genannt werden kann, ist – wenn man den totalitären Nationalsozialismus zum Maßstab nimmt – mehr als fraglich. Oder umgekehrt gefragt: wenn das »faschistisch« sein soll, wie ist dann der Hitler-Staat eigentlich zu bezeichnen? Wie auch immer, der Totalitarismus-Begriff Burrins ist in sich ebenso unscharf wie in seiner Beziehung zu dem benutzten Faschismus-Begriff unklar.

Desweiteren fragt sich, ob der Faschismus-Begriff, so exklusiv an die historischen Phänomene herangebracht, nicht die Proportionen verzerrt und den Blick für wichtige Zusammenhänge verstellt. So läßt sich beispielsweise leicht nachweisen, daß die Faszination, welche der »Faschismus« in den dreißiger Jahren angeblich auf französische Politiker wie Déat, Bergéry, Doriot und andere ausgeübt hat, keineswegs aus der besonderen Attraktivität der faschistischen Regime herrührte. Schon Allardyce<sup>12</sup> hat mit recht hervorgehoben, daß es vor 1940

wirklich der höchste Wert gewesen sei oder ob es nicht die Rasse war; dies legt jedenfalls neben anderen Quellen auch noch sein politisches Testament vom 29. 4. 1945 nahe, in dem er »Rassenreinheit« und »Kampf gegen den Bolschewismus« und das »internationale Judentum« (vgl. Eberhard JÄCKEL, Hitlers Weltanschauung, Tübingen 1983) als höchste Verpflichtung postulierte. Staat und Nation waren ihm offenbar nur Mittel zum Zweck.

11 Vgl. Anm. 9.

12 Gilbert ALLARDYCE, What Fascism is not: Thoughts on the Deflation of a Concept, in: American Historical Review 84 (1979) S. 367–388.



keinerlei ideologische Hegemonie des »Faschismus« gegeben habe. Was damals als »Verführungskraft des Faschismus« erscheinen mochte, entsprang eher einer Reaktion auf ein doppeltes Versagen: einmal auf die Unfähigkeit der organisierten Linken, theoretisch wie praktisch angemessene Antworten auf die sozio-ökonomischen Probleme der Zwischenkriegszeit zu geben und anstelle der Ideologiekonstrukte des 19. Jahrhunderts ein zeitgemäßes Analyse-Instrumentarium vorzuweisen, das den damaligen Problemen angemessen war. Und zweitens auf die interessengebundene Unfähigkeit der liberalen Rechten und der bürgerlichen Mitte, zukunftsfähige Problemlösungen zu erarbeiten und durchzusetzen statt nur den »retour au normal«, die Rückkehr zur Vorkriegszeit, als Zielsetzung zu verkünden.

Desweiteren war die vermeintliche Attraktivität des faschistischen Modells ein Reflex der Anpassungsschwierigkeiten des republikanischen Herrschaftssystems angesichts der drängenden Probleme von Staat und Gesellschaft. Die »Faszination des Faschismus« war also eher ein Symptom der Enttäuschung und der Ungeduld einiger Politiker mit dem eigenen System, als eine Konsequenz der »Attraktivität des Faschismus«. Das beweist auch der (von Burrin selbst festgestellte) Eklektizismus bei der damaligen Rezeption »faschistischer« Elemente, sowie das Festhalten an demokratischen und republikanischen Essentials durch Bergéry und Déat vor 1940; das war – vielleicht im Gegensatz zu Doriot – bei diesen beiden eben nicht bloß taktisches Kalkül, sondern ist ein Indiz für ihre Verwurzelung in der »republikanischen Moral«, in den Werten und Traditionen der demokratischen Republik. Was sie nämlich gleichsam zu adoptieren versuchten, waren entweder Elemente, die in der republikanischen Tradition Frankreichs eingebettet waren, wie etwa die Idee des Rassemblement national über bestehende Parteilinien hinweg (von Boulanger bis de Gaulle), oder politisch-ökonomische Innovationen wie staatlich gelenkte Wirtschaft, planisme etc., die auch von ganz und gar nicht »faschismus-verdächtigen« Politikern damals in anderen Ländern (F. D. Roosevelts New Deal oder van Zeelands Politik in Belgien) zur Problemlösung entwickelt worden sind. Burrin selbst weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß für den Déat der dreißiger Jahre gerade diese demokratischen Politiker ebenfalls Vorbildcharakter besessen hätten (S. 157). Wenn dem so war, dann erscheint das, was der Verfasser »fascination fasciste« nennt, in einem ganz anderen Licht: es war nur ein Moment neben anderen, das den betreffenden dissidenten Politikern der Linken auf der Suche nach Mitteln und Methoden und Konstruktionen zur Bewältigung der politischen und sozio-ökonomischen Krise gleichsam unter die Hände kam. Was sie wollten war Innovation und Reform des politisch-ökonomischen Systems angesichts neuartiger Herausforderungen der Zeit und der Unzulänglichkeit der vorhandenen Ideen und Methoden. Zu diesem Zwecke suchten sie – jedenfalls Bergéry und Déat – gleichsam »tous les azimuts« nach Mitteln und Möglichkeiten. Im Horizont ihrer Zeit kamen daher sowohl »faschistische« Beispiele als auch liberal-demokratische bzw. reformsozialistische Modelle in den Blick, und zwar jeweils aus der Perspektive ihrer spezifischen Regime-Kritik bzw. ihrer Defizit-Perzeption. Wenn man von einer »contagion fasciste« zu diesem Zeitpunkt redet, dann müßte man auch gleichzeitig die »contagion New Deal« bzw. »contagion planiste« thematisieren<sup>13</sup>. Angesichts also einer gleichzeitigen und ähnlich großen Faszination durch Roosevelts New Deal oder van Zeelands gelenkter und geplanter Wirtschaft relativiert sich die

13 Der Begriff »contagion« wird als analytischer und beschreibender Terminus schon dadurch fragwürdig, daß er aus der zeitgenössischen Quellsprache stammt: Léon Blum benutzte ihn in einem Aufsatz aus dem Jahr 1933 in polemischer Weise, um bestimmte neo-sozialistische Positionen zu kennzeichnen (Burrin, S. 133). Die Unbrauchbarkeit dieses Begriffes kommt auch in BURRINS Formel von der »visage emblématique d'une Contagion« (S. 240) zum Ausdruck. Andere vage Begriffe BURRINS sind z.B. »réverbération des fascismes« (S. 236), »l'aimantation exercée par la fascisme« (S. 268). Die Zuflucht zu metaphorischen Ausdrücken ist ein klassisches Indiz dafür, daß präzise, die Sache treffende Begriffe fehlen!



»fascination fasciste«. Und damit wird das Faschismus-Paradigma (mindestens für die beiden genannten linken Politiker) und der grundlegende methodische Ansatz Burrins problematisch.

\*

Wie man es dreht und wendet, der Faschismus-Begriff, sei er noch so klug und subtil definiert, noch so flexibel gestaltet, bringt mehr Probleme als er löst. Er reicht zur begrifflichen Erfassung der analysierten Erscheinungen nie ganz aus. Bestenfalls läßt sich mit seiner Hilfe darlegen was diese Phänomene *nicht* sind. Das führt zu der Überlegung, ob nicht doch ein anderer interpretatorischer Bezugsrahmen gewählt werden und die Betrachtung aus dem Prokustesbett eines unzureichenden Begriffskonzeptes gelöst werden müßte.

Hierzu einige knappe Überlegungen, die anknüpfen an Burrins Feststellung, daß alle drei Politiker 1939 im Grunde politisch gescheitert waren. Gerade dieser Tatbestand verweist auf ein wenig berücksichtigtes, oft gar kaum erkanntes Faktum hin, das jedoch sowohl bei der generellen Frage nach einem »französischen Faschismus« als auch bei der Analyse dissidenter Erscheinungen der Zwischenkriegszeit entscheidend wichtig ist: auf die beachtliche Integrationsleistung des republikanischen Systems der vielgeschmähten Dritten Republik. Sie hatte zunächst mit der Linksöffnung des Systems unter der Volksfront, dann mit dem Schwenk zur rechten Mitte wieder unter Daladier 1938 das System auf beiden Flügeln flexibler gestaltet und damit die Basis geschaffen, die drängendsten innerpolitischen Probleme zu lösen, wenigstens aber zu entschärfen und gleichzeitig die extremen Gruppierungen entweder zu integrieren – wie den aus den Croix de Feu hervorgegangenen PSF sowie einige Ligen wie die Jeunesses Patriotes – oder zu marginalisieren – wie den PCF, den PPF und die Francistes! Damit bestand für einen Rekurs auf weitergehende Systemveränderungen, wie sie die durch Bergéry, Déat und Doriot repräsentierten Kräfte in unterschiedlicher Intensität anstrebten, keine zwingende Notwendigkeit mehr. Sie fanden deshalb weder hinreichenden politischen Manövrierraum noch ein ausreichendes Anhängerpotential.

Derartige Feststellungen führen zu der Überlegung, ob nicht ein methodischer Zugriff, der auf die Entwicklung des politisch-gesellschaftlichen Herrschaftssystems der Dritten Republik abstellt und dazu systemtheoretische Begriffsmodelle und funktionale Kategorien wie etwa »Protest«, »Modernisierung«, »Integration« und »Partizipation« anwendet, fruchtbarer sein könnte bei der Beschreibung und Erklärung komplexer Erscheinungen im Zwischenkriegs-Frankreich<sup>14</sup>. Mit einem solchen Zugriff und mit derartigen funktionalen Kategorien würde man alle jene problematischen und letztlich nicht aussagekräftigen Begriffsmonstra vermeiden, zu denen man sonst – wie die angeführten Beispiele zeigen – seine Zuflucht nehmen müßte.

\*

Jacques Doriots Ausgangsbasis war gewiß grundverschieden von derjenigen Marcel Déats und Gaston Bergérys. Letztere waren demokratische Politiker, die mindestens bis 1940 das republikanisch-demokratische System prinzipiell bejahten, wohingegen Doriot, der kommunistische Revolutionär, dieses Herrschaftssystem einschließlich seiner gesellschaftlichen Grundlagen von vornherein grundsätzlich ablehnte. Müßte daher sein politischer Weg nicht in einen anderen Bezugsrahmen gestellt werden? Waren die Grundlagen und Voraussetzungen seiner Collaboration nicht von denen der beiden anderen verschieden?

Unter diesem Aspekt ist es sinnvoll, die monumentale Doriot-Biographie Jean-Pauls Brunets zu betrachten und seine Interpretation mit der Burrins zu vergleichen.

14 Das habe ich versucht in meinem unter Anm. 2 aufgeführten Aufsatz »Protest-Modernisierung-Integration« sowie K.-J. MÜLLER, French Fascism and Modernization, in: Journal of Contemporary History 11 (1976) S. 75–107, und DERS., Die französische Rechte und der Faschismus, in: Industrielle Gesellschaften und politisches System, hg. von D. STEGMANN u. a., Bonn 1978, S. 413–430.



Brunet zeichnet sorgfältig und detailliert die persönliche und politische Entwicklung Doriots innerhalb des PCF und der kommunistischen Weltbewegung sowie die Geschichte der von ihm begründeten PPF nach. Dabei gelingt es ihm, ein faszinierendes Persönlichkeitsbild dieses Mannes zu zeichnen, der im damaligen Frankreich fraglos eine Gestalt von außergewöhnlicher politischer Kraft war. Geboren 1898 in kleinen Verhältnissen, als zwanzigjähriger Soldat vom Erlebnis der Materialschlachten des Ersten Weltkrieges tief geprägt, schloß sich der junge Metallarbeiter der kommunistischen Partei an, stieg rasch zum Führer des Jugendverbandes dieser Partei auf, wurde 1924 Abgeordneter und Mitglied des Politbüros des PCF. Er war der Typ des Volkstribuns, ein mitreißender Redner, der außerordentliche physische und intellektuelle Vitalität, großen persönlichen Mut und beachtliche autodidaktische Bildung besaß. Seit seinem ersten Rußlandaufenthalt 1921, dem sich weitere anschlossen, gewann er wichtige Einblicke in die kommunistische Weltbewegung, die Komintern und deren Moskauer Führung; 1927 wurde er sogar mit einem Auftrag der Komintern in das von Bürgerkriegskämpfen zerrissene China gesandt.

Brunet hebt nachdrücklich die Bedeutung dieser frühen Jahre für die spätere politische Entwicklung Doriots hervor. Zweierlei hätten ihn geprägt: einmal die Erfahrungen, die er mit der Führung der kommunistischen Weltbewegung, mit Moskau und der Komintern, gemacht habe: die Einsicht in die Abhängigkeit der kommunistischen Partei Frankreichs von Moskau, die verhängnisvolle Mißachtung der speziellen französischen Gegebenheiten durch die Komintern-Führung. Diese Erfahrung habe ihn Ende der zwanziger Jahre tief desillusioniert. Ob er schon seit 1927 den Glauben an die kommunistische Idee und an die Unfehlbarkeit der Komintern verloren hatte – wie Dieter Wolf meint<sup>15</sup> – oder erst 1929, wie Brunet es sieht, ist weniger wichtig. Bedeutsamer war, daß diese Desillusionierung alsbald zusammentraf mit dem Scheitern seiner Hoffnung, die Führung des PCF zu erhalten. Moskau zog ihm am Ende Thorez vor, der in verlässlicher Vasallentreue jene Strategie der Komintern (keine Aktionseinheit mit der SFIO) exekutierte, die Doriot für verhängnisvoll und falsch hielt. Doriot befürwortete dagegen eine breite antifaschistische Volksfront. Zum Bruch kam es, als Doriot 1934 seine Strategievorstellungen durchzusetzen versuchte. Der PCF schloß ihn in dem Moment aus, als Moskau eine strategische Kehrtwendung befahl und die französischen Kommunisten nun auf die zuvor abgelehnte, von Doriot aber befürwortete Volksfront-Politik verpflichtete. Aus diesem sich seit geraumer Zeit anstauenden Desillusionierungsdruck entstand bei Doriot – nach Brunet – ein unbändiger, haßerfüllter Anti-Kommunismus, der fortan sein ganzes politisches Handeln entscheidend bestimmte.

Als zweites zentrales Moment stellt Brunet bei seinem Helden die unauslöschliche Prägung durch die totalitäre Ideologie heraus: In der Schule des Kommunismus wurden ihm revolutionärer Fanatismus und Gewalttätigkeit sowie ideologische Weltsicht und totalitäres Politikverständnis gleichsam zur zweiten Natur, die er auch nach seinem Bruch mit Moskau bewahrte. Ebenfalls aus dem Erbe seiner Zeit im Dienste der »Partei Moskaus« stammte seine internationale Einstellung, welche alle nationalen und patriotischen Ideale und Werte vollständig verdunkelte. Dieses Erbe seiner kommunistischen Jahre habe ihn auf jene abschüssige Bahn gebracht, die schließlich im Verrat endete<sup>16</sup>. Brunets zentrale Erklärungsformel lautet daher: »Jusqu'à la fin, Doriot resta un bolchevik, un bolchevik dévoyé sans doute, mais un bolchevik« (S. 500).

Im Lichte dieser beiden Interpretationselemente schildert und analysiert Brunet den weiteren Lebensweg Doriots. Sein Fazit ist die bittere Feststellung: »... la vie politique de Doriot fut une suite dramatique d'échecs« (S. 500). Zunächst jedoch, nach seinem Bruch mit dem PCF und dem Komintern schien Doriots Stern im Aufsteigen begriffen. Der starke kommunistische Bezirk von Saint-Denis folgte ihm mit überwältigender Mehrheit. Hier lag

15 D. WOLF (wie Anm. 1) S. 52.

16 S. 499: »Dès ses années de bolchevisme, Doriot s'était placé sur cette planche glissante de la trahison.«



seine Hausmacht. Obwohl der PCF versuchte, die Sezession einzudämmen und Doriot auf Saint-Denis zu beschränken, gelang es diesem dennoch, die neue Partei mit Schwerpunkt im Großraum Paris und in Marseille auf nationaler Ebene zu etablieren. Jedoch die erfolgreiche Volksfront-Strategie des PCF, der inzwischen zusammen mit der SFIO den Rassemblement Populaire begründet hatte, nahm Doriot jetzt die Chance einer Vereinigung aller linken Kräfte gegen die moskau-hörigen Kommunisten. Entgegen den Ambitionen Doriotics erfolgte der Rassemblement Populaire nicht unter anti-kommunistischem, sondern unter »antifaschistischem« Vorzeichen, und dies auch noch unter maßgeblicher Beteiligung des moskau-treuen PCF! Es war Doriotics Unglück, daß in dem Moment, als er mit Moskau und dessen französischen Vasallen brach, diese den strategischen Schwenk zur Volksfront vollzogen. Damit wurde ihm die Möglichkeit genommen, selbst eine anti-faschistische Volksfront um den Kern seiner national-kommunistischen PPF herum aufzubauen. Von diesem Fehlschlag her, verursacht durch die neue Politik seines moskovitischen Haßgegners, ist der weitere politische Weg Doriotics zu verstehen. Hier liegt der Schlüssel zur Interpretation Doriotics.

Fortan versuchte er auf alle nur mögliche Weise, sein Ziel, den Vernichtungskampf gegen Moskau, gegen die Kommunistische Internationale und deren französische Trabanten in bedenkenloser Wendigkeit immer wieder aufzunehmen: zuerst mit einer stark populistisch getönten »Öffnung« des von ihm als »Partei neuen Typs« verstandenen PPF zur Mitte und nach Rechts, wobei er völlig opportunistisch finanzielle und politische Unterstützung suchte und nahm, wo er sie nur bekommen konnte: von Banken und Großindustrie, von der Polizei-Präfektur und von Mussolinis Italien, von extremistischen, vom Nationalsozialismus beeindruckten Intellektuellen wie etwa Drieu La Rochelle; dann mit dem Versuch, alle Volksfront-Gegner von der linken Mitte bis zur äußersten Rechten in einer »Front de la Liberté« um sich herum zu versammeln. Als der Führer der größten rechts-konservativen Gruppierung, de Rocque, sich weigerte, seine Croix de Feu/PSF in eine solche, natürlich von Doriot dominierte Anti-Volksfront-Kombination hineinzubringen, da schwand für Doriot jede Chance, seinen politischen Ort in dem System zu finden. Er sah sich ebenso marginalisiert wie rechtsextremistische Gruppen und (ironischerweise) auch wie der PCF. Seine Partei, der PPF, war, durch Spaltungen geschwächt, in unaufhaltsamen Niedergang begriffen. Zuvor hatte diese »Partei neuen Typs« in knapp drei Jahren einen erstaunlichen Aufstieg erlebt, was Brunet mit Angaben über Anhängerzahlen und Sozialprofil aufgrund archivalischer Quellen erstmals eingehend nachweist<sup>17</sup>; 1939 jedoch war sie am Ende. Erst die Niederlage schien Doriot wieder eine Chance zu geben, die er mit der ihm eigenen revolutionären Bedenkenlosigkeit ergriff: erst als Parteigänger Pétains, da sein Rivale Déat das Vichy-Regime als zu wenig radikal bekämpfte, dann in zunehmendem Maße die totale Collaboration mit den Deutschen auf seine Fahnen schreibend. Auch hier blieb er zunächst seinem anti-moskovitischen Impuls treu: er ging erst endgültig zur totalen Collaboration über, nachdem Berlin mit dem Überfall auf die Sowjetunion den Hitler-Stalin-Pakt zerrissen hatte. Nun wurde er zum »Soldat de Hitler« und kämpfte in deutscher Uniform als Offizier der LVF an der Ostfront. Damit wollte er nicht nur einen persönlichen Beitrag zum Kampf gegen das verhaßte moskovitische System leisten, sondern vor allem sich die Anwartschaft auf die Macht in einem Frankreich erkämpfen, das in Hitlers Europa eine wichtige Rolle spielen würde. Die Deutschen aber setzten auf Laval, benutzten Doriot höchstens als Druckmittel, um von Vichy weitere Konzessionen zu erpressen. So wurde er schließlich zum »soldat perdu« und zum Verräter an seiner Nation, die er einst vor dem Egoismus der Komintern retten wollte und die er nun dem Hitler-System auslieferte. Diesen politischen Weg Doriotics kennzeichnet Brunet mit griffigen Überschrift-Formulierungen: »L'Homme du Maréchal«, »Avec l'Allemagne contre Moscou« und »Au

17 BRUNET rechnet mit rund 100000 Anhängern (zum Vergleich 1937: PCF ca. 300000 und SFIO ca. 220000); es war die Partei mit dem größten Arbeiteranteil nach dem PCF (1936 etwa 49%, der sich dann jedoch durch Zustrom aus den Mittelklassen relativierte: 1939: 37%).



Service de l'Occupant«. So hatte Doriot einen weiten Weg durchschritten, von dem jungen kommunistischen Führer, einst eine der großen Hoffnungen des PCF und der Komintern, über den national-kommunistischen Revolutionär und Kriegsgegner, den machttaktischen Opportunisten der »Front de la Liberté« bis schließlich hin zum bedingungslosen, gleichwohl die eigene Machtergreifung immer im Blick behaltenden Collaborateur. Das Kontinuum seiner politischen Existenz blieben fortan revolutionäre Bedenkenlosigkeit und totalitäre Gesinnung sowie vor allem sein haßerfüllter Anti-Kommunismus, der im Kern immer ein Anti-Moskovitismus blieb.

Die umfassende, sehr quellennahe und in glänzendem Stil geschriebene Biographie Brunets hat gegenüber der dominierend unter dem Faschismus-Paradigma stehenden komparatistischen Analyse Burrins den Vorteil, daß sie durch den biographischen Ansatz eine flexiblere Interpretation und eine ausführlichere Behandlung erlaubt. Doriots politischer Weg wird dadurch nicht nur plastischer, sondern in vielem auch plausibler. Er erscheint bei Brunet weniger konstruiert als bei Burrin. Durch die Quellennähe erhält der Leser zudem die Möglichkeit, sich weitgehend ein eigenes Urteil anhand des in großer Ausführlichkeit ausgebreiteten Materials zu machen. Hervorzuheben ist auch die eindrucksvolle Zeichnung der Persönlichkeit mit all ihren bemerkenswerten Gaben, ihren faszinierenden und ihren abstoßenden Zügen. Brunets Berücksichtigung der Persönlichkeitsstruktur und – in vorsichtig zurückhaltender Weise – des individuellen psychologischen Elementes als notwendigen Faktor für die Erfassung des Phänomens Doriot führt zu überzeugenden Ergebnissen.

Diese glänzende und beachtliche Leistung wird auch nicht durch einige kritische Einwände geschmälert, die man machen könnte. Vor allem sind es zwei Punkte, an denen eine Kritik ansetzen müßte: einmal an der Behandlung des Problems, ob und inwieweit der PPF eine »faschistische« Partei gewesen sei. Hierzu wird weiter unten noch ausführlich Stellung zu nehmen sein. An dieser Stelle sei nur soviel gesagt: es ist schade, daß Brunet sich ohne Not auf das Glatteis einer Behandlung dieser Frage begibt, die nur eine Scheinfrage ist. Seine eigene Interpretation mit ihrer zentralen These »Doriot, der totalitäre Revolutionär, der wegen der verfehlten Komintern-Strategie und der sklavischen Abhängigkeit des PCF von Moskau mit dem moskovitischen Kommunismus gebrochen hat«, erfordert keine Einbeziehung des Faschismus-Paradigmas. Von dieser zentralen These her läßt sich der ganze Doriot und sein Wirken erklären. Schon seit seiner Gründung zeigte der PPF, daß er alles andere als eine »faschistische« Partei war: Doriots Festhalten an den revolutionären Idealen seiner Jugend, dann die Übernahme klassischer kommunistischer Organisationsstrukturen für die »Partei neuen Types«, schließlich auch sein Versuch, den PPF in das antifaschistische Rassemblement Populaire hineinzubringen und zu majorisieren, dies und manches mehr beweist, daß es sich bei dem PPF zunächst und primär um eine anti-moskovitische, national-revolutionäre (tendenziell sogar um eine national-kommunistische) Dissidenz vom orthodoxen Kommunismus gehandelt hat, die Doriot in eine antifaschistische und pazifistische Einheitsfront aller linken Kräfte (unter Ausschluß des PCF), dann aller nicht-kommunistischen Kräfte hineinführen wollte, – und zwar um die moskau-treue kommunistische Partei in Frankreich zu vernichten, den Komintern zu bekämpfen und – nicht zuletzt auch – um seinen eigenen politischen Führungsanspruch durchzusetzen.

Ein zweiter Einwand betrifft die Beurteilungskategorien Brunets. Zwar betont Brunet, der Historiker solle nicht richten. Aber er vermag doch nicht immer der Neigung zu politisch-moralischem Urteil zu entgehen; so wenn er abschließend schreibt: »Il fut le mauvais berger qui conduisit des dizaines de milliers de Français, surtout des jeunes, sur la voie des mirages et des fausses certitudes, puis vers le déshonneur et la trahison. Bolchevik, fasciste, zélateur des Nazis, Doriot fut tout au long de sa vie le catalyseur de toutes les forces mauvaises du pays« (S. 500). Man spürt in solchen politisch-moralischen Urteilen, wie stark die selbst in ihren negativen Aspekten noch faszinierende Gestalt Doriots einen sehr bewußt um objektivierende Distanz bemühten Historiker herausfordert. Vielleicht darf man in derartigen Wertungen



auch Anzeichen für die Schwierigkeiten sehen, die auch französische Historiker mit einer »Vergangenheit, die nicht vergehen will«, haben – deutsche Historiker kennen dieses Problem jedenfalls nur zu gut! Dennoch lassen solche Kategorien unbefriedigt. Was soll man sich etwa unter »forces mauvaises« vorstellen? Was erklären solche allgemeinen Begriffe? Bedenkenlosigkeit, Verschlagenheit, Machtstreben, Opportunismus – das sind doch alles Eigenschaften, die leider bei Politikern jeglicher Couleur mehr oder minder ausgeprägt zu finden sind. Als Erklärungsfaktoren taugen sie nur bedingt, nur im Vordergründigen, Allgemein-Menschlichen.

Und »Verrat«? Seit Margret Boveris Buch »Der Verrat im XX. Jahrhundert«<sup>18</sup> wissen wir doch, daß im Zeitalter der Ideologien nationalstaatliche Loyalitäten nicht mehr das unbefragte, selbstverständliche und einzig legitime Handlungsprinzip waren und sind. Der erklärende Historiker hat dies zu berücksichtigen.

Mit solchen politisch-moralischen Kategorien unterbricht Brunet hier ebenso wie mit dem zuvor erwähnten Faschismus-Paradigma seinen eigenen schlüssigen und durchaus kohärenten Interpretationsansatz; nämlich das Erklärungsmodell des in dem PCF und der Komintern-Schule aufgezogenen, dann zum anti-moskovitischen Hasser gewordenen totalitären Revolutionärs, der durch die unvorhergesehenen, jähen Wandlungen der innen- und außenpolitischen Rahmenbedingungen sich immer wieder um die zunächst jeweils greifbar nahe erscheinende Chance gebracht sah, Moskau und dessen französische Satrapen zu bekämpfen und seinen eigenen politisch-revolutionären Führungsanspruch durchzusetzen; und der in immer neuen taktisch-opportunistischen Wendungen, und schließlich sogar im Bunde mit Tod und Teufel diese Chance herbeizwingen wollte. So läßt sich Doriot's Weg begreifen, ohne auf politisch-moralische oder faschismus-theoretische Kategorien zurückgreifen zu müssen.

\*

Zentrale Probleme, denen sich die Doriot-Forschung gegenüberstellt, und gleichzeitig auch Differenzen zwischen den Interpretationen Brunets und Burrins kommen deutlich in einer heftigen Kontroverse zum Ausdruck, die nach Erscheinen der Biographie Brunets entbrannte<sup>19</sup>. Manches daran ist Profilierungs-Spiegelfechtereie, motiviert von der Ansicht, sich vom anderen abzuheben. Aber in einigen zentralen Punkten stößt ihre Auseinandersetzung zum Kern der Probleme vor.

Die Kontroverse strukturierte sich, abgesehen von allerlei Nebensächlichkeiten, im wesentlichen um drei Problemkreise herum. Der erste Problemkomplex betrifft Motive und Hintergründe seines Bruches mit dem PCF und der kommunistischen Weltbewegung. Burrin kritisiert die These Brunets, daß Doriot schon längere Zeit entschlossen gewesen sei, die Partei zu verlassen und daher in den Wochen nach dem 6. Februar 1934 jene Haltung eingenommen habe, die der zu jenem Zeitpunkt noch bestehenden Generallinie widersprach; mit dieser Haltung habe Doriot – nach Brunet – seine Auffassung demonstrativ deutlich machen wollen, um möglichst viele Parteimitglieder, die durch die Strategie des PCF bzw. Komintern verunsichert und desorientiert waren, mit sich in die Dissidenz zu ziehen. Nein, meint Burrin, eine bessere Erklärung ergibt sich, wenn man Doriot's Verhalten mit der internationalen Entwicklung korreliert, in diesem Fall mit der Neuorientierung der sowjetischen Außenpolitik, speziell mit der Genese des französisch-sowjetischen Paktes und der Entschlußbildung innerhalb der Komintern. Doriot habe von der veränderten Haltung der sowjetischen Diplomatie gegenüber Frankreich erfahren und daraufhin versucht, die Änderung der Komintern-Generallinie gleichsam schon vorwegzunehmen, um sich so eine günstige Ausgangsbasis

18 4 Bde, Reinbek bei Hamburg 1956–1960 (rowohlts deutsche enzyklopädie).

19 Philippe BURRIN, *Compte-rendu du livre »Jacques Doriot« de J.P. Brunet*, in: *Revue Communiste*, 10 (1986) S. 127–131; *Réponse de Jean-Paul BRUNET*, in: *Revue Communiste*, 13 (1987) S. 142–148.



für seinen Griff nach der Macht im PCF zu schaffen. Brunet, der anerkannte Kommunismus-Spezialist, entkräftet diese Gegenthese durch den Nachweis, daß die Gestaltung der sowjetischen Diplomatie und die Entwicklung der Komintern-Generallinie nie synchron verlaufen seien, und daß das von Burrin Doriot unterstellte Verhalten aufgrund des innerhalb der Komintern üblichen Verhaltenskomments für die Absichten Doriotics genau kontraproduktiv hätte wirken müssen. Ein so intimer Kenner der Komintern-Sitten wie Doriot hätte nie auf diese Weise gehandelt.

Bei diesem Problemkomplex geht es im Grunde nicht um Fakten, sondern um Motive. Motiverforschung ist aber generell für den Historiker ein steinigtes Terrain. Überwiegend mangelt es an eindeutigen Quellen. Beide Kontrahenten müssen daher Indizien-Konstruktionen errichten: Burrin korreliert Ereignisabläufe; Brunet spielt dagegen die Trumpfkarte seiner intimen Kenntnisse von Verhaltens- und Verfahrensregeln innerhalb der kommunistischen Weltbewegung aus. Beides klingt plausibel, beides sind keine stringenten Beweise. Obendrein gibt es Quellen, die der einen wie der anderen These widersprechen.

Gegen Burrins These läßt sich der unüberhörbar drohende Ton in Doriotics Auslassungen vor dem Zentralkomitee des PCF im Januar 1934 anführen, der mit den ihm unterstellten Motiven schwer in Einklang zu bringen ist. Brunet wiederum müßte sich mit den in Burrins Buch zitierten (S. 176) neuen Quellen auseinandersetzen, nach denen Doriot schon frühzeitig von der strategischen Wende Moskaus erfahren haben konnte. Aber all das bewältigt nicht das quellenmäßig unlösbare Problem der persönlichen Motive Doriotics und seines inneren Entscheidungskalküls, das niemand kennt.

Das zweite Problem der Kontroverse betrifft die Entwicklung des PPF zwischen 1936 und 1938, oder mit anderen Worten: den »Faschismus«-Charakter der Doriot-Bewegung<sup>20</sup>.

Hier stehen sich die beiden Kontrahenten auf den ersten Blick diametral gegenüber: Brunet, der dieser Frage ein eigenes Kapitel widmet, meint, der PPF sei eine faschistische Partei von Anfang an gewesen, sie bleibe es ungefähr ein Jahr lang, falle dann aber einer »dérive opportuniste« anheim. Faschismus-Indizien für Brunet sind erstens eine bestimmte Ritualisierung der politischen Selbstdarstellung (Fahnen, Hymne, Gruß, etc.), sodann eine spezielle Geisteshaltung (Überhöhung des Instinktes gegenüber der Ratio; der Aktion gegenüber der Reflektion); weiterhin die soziale und ökonomische Doktrin (Heraushebung der Mittelklassen und der Bauern, populistischer Antikapitalismus bei Bewahrung der privatkapitalistischen Strukturen, Korporatismus); abgesehen davon, daß derartige Elemente auch bei anderen »faschismus«-unverdächtigen politischen Gruppen und Richtungen zu finden sind, räumt Brunet selbst ein, daß der PPF nicht revolutionär gewesen sei, er habe im Prinzip die republikanischen Institutionen respektiert und Gewaltanwendung nicht im »faschistischen« Sinne als Kern der Politik gesehen, nur zum Selbstschutz erwogen, vor allem die Gründung paramilitärischer Organisationen abgelehnt. Dennoch kommt Brunet zu der Schlußfolgerung: »Le PPF peut être considéré comme une authentique parti fasciste, tout au moins en 1936 et au début de 1937.« Jedoch: »Il va subir ultérieurement une considérable dérive opportuniste qui va gommer les aspects les plus aigus et estomper les traits de ce fascisme« (S. 264)<sup>21</sup>.

Burrin dagegen behauptet nahezu das Gegenteil; erst ab Sommer 1937 habe es zwar eine Tendenz zur Radikalisierung in faschistischem Sinne gegeben, aber letztlich sei Doriot doch nur zu einem abgeleiteten, sekundären, defensiven Faschismus gelangt, der eher »totalitär« als

20 Hierzu hatte sich BRUNET schon früher einmal zusammenfassend geäußert: Jean-Paul BRUNET, *Un Fascisme Français: Le Parti Populaire Français de Doriot (1936-1939)*, in: *Revue française de sociologie et politique* 33 (1983) S. 225-280.

21 An einer anderen Stelle (S. 499) sagt BRUNET jedoch einschränkend: »Le fascisme, ainsi qu'on l'a montré, était moins une idéologie qu'un système référentiel qui laissait libre cours à l'instinct, aux passions primaires et aux pulsions élémentaires de l'homme. Il convient parfaitement au caractère de Doriot.« Das erscheint mir schwer mit der Aussage vom authentischen Faschismus des PPF in Einklang zu bringen zu sein.



»faschistisch« gewesen sei, im Grunde also gar kein richtiger Faschismus, auf keinen Fall ein »authentischer Faschismus«. Burrin führt dazu ins Feld, daß ab Sommer 1937, als Doriot seine Zitadelle Saint-Denis verloren hatte, als das Mißlingen seines Planes, eine entscheidende Rolle in der französischen Politik zu spielen, offenkundig geworden war, sich vermehrt Anzeichen einer Radikalisierung im »faschistischen« Sinne gezeigt hätten: er übernahm den »faschistischen« culte de morts; eine ausgeprägte Xenophobie wurde dem ideologischen Instrumentarium hinzugefügt; offen drückte er seine Bewunderung für die »faschistischen« Regime aus und vervielfachte seine Kontakte mit diesen; schließlich bestätigte der 2. Parteikongreß den Willen zur totalitären Umformung der Nation.

Dagegen wendet Brunet mit Recht ein: abgesehen davon, daß Burrin eine viel zu reduzierte Faschismus-Definition zugrunde lege, wenn er Faschismus als eine rechtsextremistische Ideologie der Nation bezeichnet, seien viele seiner Einwände sachlich unzutreffend; bei Doriot gebe es keine uneingeschränkte offene Bewunderung faschistischer Regime, auch waren Xenophobie und Antisemitismus vor dem Krieg nicht generell im PPF zu finden. Und wieso sollten Kontakte mit faschistischen Regimen ein Indiz für eine »fascisation« sein?

Schaut man sich die Kontroverse näher an, dann erkennt man, daß beide das gleiche Handicap haben: das Problem der Faschismus-Definition; da es eben keine objektiven Faktoren sind, welche »Faschismus« konstituieren, bleibt beiden nur die Zuflucht zur nominalistischen Methode, und zwar zur additiven Aufzählung von Indizien, die sie für »faschistisch« deklarieren. Daraus entstehen dann solche sinnlosen Kontroversen. Dabei erkennen beide völlig richtig, daß Doriot in jener Phase sein Dilemma – die grundlegende Veränderung der politischen Konstellation in Frankreich, die ihm jeglichen Spielraum nahm – durch hemmungslosen Opportunismus im Taktischen, bei Festhalten an seinen Grundsätzen des Anti-Kommunismus und des defaitistischen Pazifismus zu bewältigen suchte. Hinsichtlich dieser entscheidenden Faktoren differieren beide im Grunde nicht. Zur Erklärung Doriots und seiner damaligen Politik genügt das völlig. Eine Faschismus-Diskussion ist bezüglich Doriot daher das letzte, was nötig wäre, zumal auch die Kriterien, welche beide dabei anwenden, weder stringent noch sachlich unumstritten sind. Die Debatte zeigt erneut die ganze Sinnlosigkeit und Unangemessenheit der Frage nach dem »Faschismus-Charakter«.

Der dritte Punkt der Kontroverse betrifft ein zentrales Element der Gesamtinterpretation Brunets. Wie schon gesagt, stimmen beide Kontrahenten in der Auffassung überein, daß Doriot von obsessionellem Haß auf Komintern und PCF motiviert war. Brunet führt jedoch als weiteres Erklärungsmoment für den politischen Weg und das Verhalten Doriots seine, die Realität verzerrende Ideologiegebundenheit an. Es sei Doriot nie gelungen, sich von der ideologischen Art der Realitätswahrnehmung zu lösen, die er im Kommunismus erhalten hatte. Nach dem Bruch mit Moskau und dem PCF habe er sich für kurze Zeit davon befreien können, endgültig habe er jedoch den alten Adam nie ablegen können. Er sei alsbald wieder in die ideologische Fixierung zurückgefallen; ab 1942 schließlich habe die Ideologie mit ihrer deformierenden Realitätswahrnehmung wieder überwogen.

Das ist ein interessanter Gedanke, den man noch ergänzen könnte: diese Realitätsverzerrung trat bei Doriot desto stärker auf, je auswegloser die Gesamtsituation wurde, in zunehmendem Maße ab 1942. Die Erfolglosigkeit im innerfranzösischen Machtkampf sowie zunehmend die Gesamtentwicklung des Kriegsgeschehens, konkret gesagt: die immer offenkundigere deutsche Niederlage, führten offensichtlich zu einer ideologisch verzerrten Umweltperzeption, die ihm ermöglichte, die bittere Realität nicht als solche wahrzunehmen. Eng damit hängt eine weitere, gerade für den »Fall Doriot« aufschlußreiche Erklärungsfigur zusammen, die Brunet einführt: nämlich die These von der trotz wichtiger Unterschiede dennoch gegebenen politischen und ideologischen Verwandtschaft zwischen Kommunismus und »Faschismus«, die beide denselben »état d'esprit« hätten und deren gegenseitiger unversöhnlicher Kampf die »cousinage idéologique et politique« nur verhülle. Burrin aber wendet sich – einem klassischen »linken« Argumentationsmuster folgend, nach dem »Faschismus« und



Kommunismus absolute Gegensätze seien – vehement gegen diese These: sie sei unhistorisch; wieso hätten nur diese beiden politischen Bewegungen die zweifelhafte Fähigkeit besessen, die Realität zu verzerren?

Dagegen ist gewiß zu sagen, daß der Kommunismus, der Hitlerismus und der italienische Faschismus, wenn auch in unterschiedlichem Maße, jeweils eine holistische Weltansicht besaßen bzw. besitzen, wodurch sie die Realitäten eher und prinzipiell verzerrter sehen als Vertreter pragmatischer Politikauffassungen. Andererseits faszinieren gerade bei dem Doriot der Vorkriegszeit trotz aller ideologischen Fixierung seine meistens sehr zutreffenden außenpolitischen Analysen, wie sie Brunet – ohne dies besonders herauszustellen und zu problematisieren – in ausführlichen Quellenzitaten oder -paraphrasen dem Leser vorstellt. Das steht in eigentümlichen Kontrast zu der im Krieg zunehmend illusionären Sicht der Dinge und ist schwer zu erklären. Brunet meint in diesem Zusammenhang, daß Doriot nur in einer kurzen Phase, nämlich 1936, die französische und die internationale Lage realistisch, ja erstaunlich klarsichtig gesehen habe. Ansonsten jedoch habe er seine gesamte Epoche nur durch ein in der kommunistischen Phase entstandenes ideologisches Prisma gesehen, das seine Umwelt oft bis zur Karikatur verzerrte (S. 500).

Richtig und konstruktiv ist zweifellos der Ansatz, Doriot von seiner kommunistischen Prägung her verstehen zu wollen. Zu erklären jedoch bleibt jene von Brunet hervorgehobene kurze »unideologische« Phase. Wieso sieht ein Mensch, der angeblich sein gesamtes Leben eine ideologische Umweltperzeption hatte, plötzlich für kurze Zeit erstaunlich klarsichtig? Ein unerklärliches Wunder? Für den Historiker doch eher ein zur Erklärung herausforderndes Problem! Die These, daß dies gerade die kurze Phase eines authentischen »Faschismus« gewesen sei, erklärt nichts, da der Begriff nichts erklärt. Eher könnte man schon die Hypothese wagen, daß dies die einzige Zeitphase gewesen ist, in der Doriot, am wenigsten behindert durch äußere Zwänge, seine Vorstellungen eines unabhängigen Reformkommunismus bzw. einer national-revolutionären Politik glaubte verwirklichen zu können, jene Zeit, als er sich von den Zwängen des PCF und des Kampfes um die Macht in der Partei durch seinen Bruch mit Moskau emanzipiert hatte, als er noch hoffte, der kommunistischen Volksfront-Strategie eine große Sammelbewegung, gruppiert um seine »Partei neuen Typs« und geführt von ihm selbst, entgegenstellen zu können, ohne schon irgendwelche Konzessionen an unumgänglich notwendige Bündnispartner der Rechten oder der bürgerlichen Mitte machen zu müssen. Damals mußte er die Welt *nicht mehr* gemäß der politisch-strategischen Komintern-Generallinie interpretieren, und er mußte bei seinen Äußerungen zur aktuellen Lage *noch nicht* auf rechtsextremistische Anhänger und bürgerlich-konservative anti-kommunistische Geldgeber Rücksicht nehmen bzw. eine immer ausweglosere Lage noch nicht ideologisch positiv uminterpretieren. Das wurde dann bald anders. Das Zustandekommen der Volksfront einerseits, die Weigerung de La Rocques andererseits zwängten ihn ein und zwangen ihn immer mehr zu opportunistischer Machttaktik; später dann, nach der Niederlage von 1940, waren es die Zurückhaltung Vichys ihm gegenüber, die Konkurrenz Déats und die Notwendigkeit, die Deutschen sich gewogen zu machen, die ihn zur Flucht nach vorn in die radikale Collaboration und zur fortschreitenden Regression in die Ideologie und in eine zunehmend ideologisierte Umweltperzeption zwangen.

Wenn Burrin seinem Kollegen schließlich vorwirft, er habe nicht die Figur Doriots mit seiner Epoche zu verbinden verstanden, dann ist das gewiß unzutreffend. Beide Autoren haben nämlich – darüber täuscht auch die bittere Kontroverse nicht hinweg – ein insgesamt durchaus kohärentes und im wesentlichen übereinstimmendes Erklärungsmuster für Doriot und dessen politischen Weg herausgearbeitet – was Burrin mit seiner Fixierung auf das Faschismusparadigma offenkundig nicht zu erkennen vermag: Burrin legt dar, die »axe unificateur« Doriots sei sein zur Obsession gewordenenes Revanche-Bedürfnis gegenüber dem Kommunismus gewesen. Mit seiner Epoche sei er insofern verbunden gewesen, als er im Moment seiner Abwendung vom Kommunismus im Hitler-Deutschland ein siegreiches



Modell des Kampfes gegen den Kommunismus vorfand, das zudem die Vernichtung der Sowjetunion auf seine Fahnen geschrieben hatte; so konnte sich sein Revanchekampf historisch strukturieren. Viel anders klingt dies bei Brunet auch nicht: Nach seinem Bruch mit Moskau und dem PCF habe sich ein wilder, unversöhnlicher, unauslöschlicher Haß gegen den Moskauer Kommunismus entwickelt. Fortan verkörperte dieser für ihn das absolute Übel. Um es zu bekämpfen, würde er sich selbst mit dem Teufel verbünden. Dieser Mann gehörte desweiteren der »génération du feu« an; ihm schien die alte Welt unfähig, das »Nie wieder Krieg!« gewährleisten zu können<sup>22</sup>. So wurde er zum Revolutionär. Das erklärt seinen Umgestaltungswillen, sein gebrochenes Verhältnis zu den Wertvorstellungen der westlichen Welt, seine – wie Burrin sagen würde – »totalitäre« Gesinnung.

So bieten beide Autoren nicht nur eine eingehende Analyse, welche aufzeigt, wie sehr die politische Existenz dieses Mannes und sein Lebensweg in mancherlei Hinsicht exemplarisch für die erste Hälfte unseres Jahrhunderts waren; sondern sie bieten zudem Material und aus diesem gewonnene Kategorien, mit denen sich sachlich hinreichende Erklärungsmuster für Leben und Wirken Dorjots gewinnen lassen. Es bedarf daher gar keines Rekurses auf subtile Begriffsmodelle und faschismustheoretische Kunststücke, die nur verwirren. Das zeigt Burrins Arbeit: der Verfasser muß wegen seiner totalen Fixierung auf das Faschismus-Paradigma immer wieder auf Formelkompromisse und Definitions-Aushilfen zurückgreifen; die Fakten lassen sich einfach nicht in eine Faschismusdefinition, und sei sie noch so intelligent und flexibel konstruiert, hineinpressen. Brunet dagegen vermag mit seiner zentralen These »Doriot, der Revolutionär«, der auch nach seinem Bruch mit Moskau und dem PCF doch immer ein »struktureller Bolschewik« bleibt, eine kohärente und sachlich wie quellenmäßig wohlbegründete Interpretation zu bieten, die allerdings punktuell durch den Rückgriff auf politisch-moralische Kategorien und auf das Faschismus-Paradigma gleichsam wie durch Fremdkörper verunreinigt ist.

\*

Als Fazit einer kritischen Lektüre dieser Arbeiten läßt sich folgendes konstatieren: *erstens* handelt es sich bei beiden Büchern um hervorragend recherchierte, faszinierend zu lesende und vor allem – in Zustimmung wie im Widerspruch – äußerste anregende, auf weite Strecken hin Neuland erschließende und unsere Kenntnisse erweiternde Werke. Ebenso wahr ist jedoch, daß sie die Untauglichkeit und Unangemessenheit des Faschismus-Begriffes für die wissenschaftliche Erhellung des behandelten Fragenkomplexes – wengleich ungewollt – offenkundig machen. Die Anwendung eines wie auch immer konstruierten Faschismus-Begriffes auf die infrage stehenden Phänomene zwingt zu Differenzierungen und Relativierungen, die alle nur negative Aussagen ermöglichen, jedoch keine positiven Erklärungen erlauben.

*Zweitens*, auch ein methodischer Ansatz erscheint unangebracht, der ausgehend von einer vermeintlichen Repräsentativität der politischen Entwicklung jener drei Politiker der »Linken« die Eigenart von Collaboration und »Faschismus« erschließen will. Politischer Extremismus *vor* dem Krieg und Collaboration *nach* 1940 entwickelten sich aus allzu verschiedenen

22 Doriot blieb der antimilitaristischen Tradition treu (dem linken defaitistischen Antimilitarismus). Für ihn ließ sich der Kampf gegen den »Hitler-Faschismus« nicht vom Kampf gegen den »imperialistischen Krieg« trennen. Er war von einer »véritable phobie de la guerre« besessen, die aus eigenem Kriegserleben und aus fünfzehn Jahren antimilitaristischem Kampf herrührte. Im Abessinien-Konflikt forderte er wohl wirtschaftliche Sanktionen, aber sprach sich gegen ein militärisches Einschreiten aus. Um einen Krieg in Europa zu verhindern, trat er sogar für Ausgleichsverhandlungen mit Deutschland ein, was ihm von der Linken prompt den Faschismus-Vorwurf eintrug. Seine Verhandlungsbereitschaft wuchs noch, als er in der Rheinlandkrise Frankreich von Großbritannien allein gelassen glaubte. Die von der PCF befürwortete antifaschistische Eindämmungspolitik sah er als eine im Schlepptau Moskaus veranstaltete unverantwortliche Kriegstreiberei an.



politischen Ursprüngen. Dahergibt es vor allem auch *drittens*, ernste Zweifel, ob der politische Weg Déats und Bergérys einerseits und jener Doriots andererseits gemeinsam unter derselben Fragestellung und mit denselben Kategorien beschrieben und erklärt werden können. Ihr Weg von einer »linken« Ausgangsposition zu radikaler (bei Bergéry jedoch – nota bene – nur recht gemäßigter) Collaboration war nämlich nur dem äußeren Anschein nach ein gemeinsamer. Qualitativ und inhaltlich handelte es sich um zwei höchst unterschiedliche Entwicklungen.

Schon die Ausgangspositionen waren grundverschieden. Die beiden ersteren kamen von der demokratischen Linken her, Doriot dagegen von einer totalitären (im westlichen Sinne) nicht-demokratischen Ausgangsbasis. Die ursprünglichen Zielsetzungen und das Politikverständnis waren jeweils prinzipiell verschieden. Déat und Bergéry zielten ursprünglich auf Modernisierung des demokratischen Systems und seiner gesellschaftlichen Grundlagen. Sie wollten das System durch alternative Methoden der politischen Willensbildung und der politisch-sozialen Integration neu fundieren, somit modernisieren und den Erfordernissen der Zwischenkriegszeit anpassen. Nicht dieser Reform- und Modernisierungsimpuls sondern erst dessen Scheitern sowie die radikal sich wandelnden politischen Rahmenbedingungen führte sie dann nach 1940 in die Collaboration mit dem nationalsozialistischen Okkupanten. Ganz anders dagegen Doriot: er ging – wie Brunet m.E. überzeugend dargestellt hat – von Anfang an mit einer revolutionären Zielsetzung ans Werk. Bei massiver opportunistischer Anpassungsfähigkeit im taktischen und operativen Bereich läßt sich bei ihm eine auffallende Kontinuität revolutionärer Grundhaltung erkennen. Nach seinem Bruch mit dem Kommunismus bestimmte ein dezidierter Anti-Moskovitismus seine Politik, eine Zielsetzung, die er mit allen Mitteln in revolutionärer Bedenkenlosigkeit erreichen wollte.